

Der schwierige Jesus

Probleme, Menschen unter gegenwärtigen Bedingungen für eine Nachfolgepraxis zu gewinnen

Norbert Mette

Die Bedingungen des Christseins bzw. -werdens in der gegenwärtigen Gesellschaft hat der Soziologe F.-X. Kaufmann thesenartig wie folgt umrissen:

„1. Es ist schwierig, in dieser modernen Kultur zum Christen zu werden.“

„2. Es ist schwierig, unter den Prämissen dieser Kultur als Christ zu leben und zu handeln.“

„3. Wenn denn einer versucht, sein Christ-sein tatsächlich zur Geltung zu bringen, wird er selbst schwierig für seine Umwelt.“¹

Spontan ließe sich gegen diese Thesen einwenden, sich auf die Nachfolge Jesu einzulassen sei immer schon eine schwierige Sache gewesen. Zu erinnern sei bloß an die Einladung Jesu an den jungen reichen Mann, der dieser nicht zu folgen vermochte (vgl. Mt 19,16–26 par). Und ähnliches habe sich seither ungezählte Male in der Geschichte ereignet.

Daß die Nachfolge Jesu ihren Preis hat, ist erst vor einiger Zeit sehr eindrücklich im Beschluß der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland „Unsere Hoffnung“ erneut bekräftigt worden; bewußt mit Blick auf das aktuelle kirchliche Leben im dortigen Kontext werden insbesondere folgende „Wegzeichen“ für die Nachfolge geltend gemacht:² Gehorsam des Kreuzes, Armut, Freiheit und Freude. Be-

stenfalls partiell könne man davon etwas in der Praxis der Kirche entdecken, mahnt der Synodenbeschluß selbstkritisch an. Gliche diese doch eher einer „Wohlstandsreligion“ statt einer „Kreuzesreligion“, einer „reichen Kirche“ statt einer mit den Armen und Schwachen solidarischen Kirche, einer ängstlich vor dem Risiko der evangelischen Freiheit zurückschreckenden statt sich offensiv darauf einlassenden Kirche und schließlich einer eher vergrämt dreinschauenden statt einer die Freude der Erlösten ausstrahlenden Kirche.

Freimütig wird in diesem Text also eingestanden, daß es nicht nur externe Schwierigkeiten sind, die sich dem Bemühen um ein konsequentes Leben in der Nachfolge in den Weg stellen, sondern daß es auch in den eigenen Reihen erhebliche Vorbehalte und Widerstände gibt – eben das, was Jesus bereits als „Kleingläubigkeit“ angeprangert hat. Nicht zuletzt die daraus resultierende Gestalt der Kirche(n) war und ist es, die Menschen daran hindert, in der Nachfolge Jesu einen Lebensweg zu erblicken, auf den einzulassen sich lohnt. Darum ist die Mahnung von Papst Paul VI., die erste Adressatin der Evangelisierung sei grundsätzlich die Kirche (vgl. *Evangelii nuntiandi* 15), bleibend aktuell.

Doch nicht so sehr diese innerkirchlich bedingten Schwierigkeiten, eine glaub-

würdige Gemeinde von Jüngerinnen und Jüngern Jesu zu werden und überzeugend für sie zu werben, sollen im Vordergrund der weiteren Überlegungen stehen. In dem erwähnten Synodenbeschuß wird zugleich deutlich aufgezeigt - und von daher ergeben sich enge Berührungspunkte zu den eingangs zitierten Thesen von F.-X. Kaufmann -, daß und wie sehr ein Sich-Einlassen auf die Nachfolge zugleich ein Sich-Absetzen von bestimmten individuellen und kollektiven Verhaltensmustern bedeutet (Mk 1,15: „Kehrt um!“). Ohne sich damit unbedingt die theologische Programmatik der christlichen Gemeinde als „Kontrastgesellschaft“ zu eigen machen zu wollen³, ist nicht zu leugnen, daß christliche Praxis unweigerlich in einen bestimmten Kontrast zu mancherlei der vorherrschenden gesellschaftlichen Praktiken bringt und daß das eben ihre genuine Schwierigkeit (für beide Seiten) ausmacht. Der Synodenbeschuß „Unsere Hoffnung“ drückt das unter Verweis auf die Praxis Jesu wie folgt aus: „Jesus war weder ein Narr noch ein Rebell; aber offensichtlich beiden zum Verwechselln ähnlich. Schließlich wurde er von Herodes als Narr verspottet, von seinen Landsleuten als Rebell ans Kreuz ausgeliefert. Wer ihm nachfolgt, wer die Armut seines Gehorsams nicht scheut, wer den Kelch nicht von sich weist, muß damit rechnen, dieser Verwechslung zum Opfer zu fallen und zwischen alle Fronten zu geraten - immer neu, immer mehr.“⁴

Welche eigentümlichen Schwierigkeiten sich für eine Nachfolgepraxis unter den Bedingungen der „entfalteten Moderne“ und einer sich ständig beschleunigenden Modernisierung, wie sie insbesondere für die Gesellschaften in der nördlichen

Hemisphäre - mit einem unverkennbaren Trend zur Globalisierung - als die sie bestimmenden Momente angeführt werden können, soll in lockerer Anbindung an Kaufmanns Thesen erörtert werden. Damit sind zugleich die Probleme angedeutet, mit denen es unter solchen Gegebenheiten eine Verkündigung Jesu Christi zu tun hat, die ausdrückliche Einladung also dazu, sich in seine Nachfolge zu begeben.

1. Was es heute schwierig(er) macht, Christln zu werden

Beim Christ-Werden handelt es sich sozialwissenschaftlich gesehen um einen Sozialisationsvorgang. Verlieft dieser in der christentümlich geprägten Gesellschaft weitgehend verschränkt mit dem allgemeinen Sozialisationsprozeß über-

Der Autor

Norbert Mette, 1946 in Barkhausen/Porta (BRD) geboren; Studium der Theologie und Sozialwissenschaften; Dr. theol.; seit 1984 Professor für Praktische Theologie an der Universität-Gesamthochschule in Paderborn.

Zahlreiche Veröffentlichungen zu pastoraltheologischen und religionspädagogischen Themen; u.a.: *Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000* (gem. mit M. Blasberg-Kuhnke), Düsseldorf 1986; *Gemeindepraxis in Grundbegriffen* (hg. mit Chr. Bäumler), München/Düsseldorf 1987; *Auf der Seite der Unterdrückten? Theologie der Befreiung im Kontext Europas* (hg. mit P. Eicher), Düsseldorf 1989; *Der pastorale Notstand* (gem. mit O. Fuchs u.a.), Düsseldorf 1992; *Religionspädagogik*, Düsseldorf 1994; *Anstiftung zur Solidarität. Praktische Beispiele der Sozialpastoral* (hg. mit H. Steinkamp), Mainz 1997. Anschrift: Liebigweg 11a, D-48165 Münster, BRD.

haupt, so hat sich augenscheinlich infolge der zunehmenden Entkirchlichung der Gesellschaft die Situation tiefgreifend geändert. Auch wenn und wo es

noch der Fall sein mag, ist die Gegebenheit, daß Kinder gleichsam sozialwüchsig als Christen groß werden, nicht mehr die Regel. Für den größeren Teil der Heranwachsenden verläuft der Prozeß eher umgekehrt, nämlich so, daß sie zwar noch in jungen Jahren getauft worden sind, diese Tatsache jedoch für sie, wenn sie nicht formell rückgängig gemacht wird, mehr und mehr irrelevant wird. Es kommt andererseits vermehrt vor, daß ohne Beziehung zu einer Kirche groß gewordene Erwachsene sich dazu entschließen, sich taufen zu lassen.

Doch handelt es sich hierbei mehr um äußerliche Faktoren, die über die damit verbundenen inneren Dispositionen nur höchst begrenzt Auskunft geben. Die entscheidende Frage richtet sich darum weniger darauf, wie es mit den formalen Bedingungen der kirchlichen Rekrutierung bestellt ist, sondern wie die Sozialisationsbedingungen überhaupt beschaffen sind. Dazu sei hier die These vertreten, daß es eine Reihe von Faktoren gibt und daß diese im Zunehmen begriffen sind, die nicht nur ein Christ-Werden, sondern die Ausbildung einer Ich-Identität überhaupt massiv erschweren.⁵

Um nicht in kulturpessimistischer Manier ein einseitig düsteres Bild zu zeichnen, sei ausdrücklich vermerkt, daß die für die Sozialisationsbedingungen in der (Post-)Moderne immer wieder angeführten Stichworte „Individualisierung“ und „Pluralisierung“ keineswegs von vornherein negativ zu werten sind. Die gewachsenen Freiheitsspielräume, die den Individuen durch den Modernisierungsprozeß in verschiedenerelei Hinsicht eröffnet worden sind, sind vielmehr grundsätzlich positiv in Anschlag zu bringen. Die Lebensführung des einzel-

nen ist nicht länger an standardisierte Muster, die keine Ausnahmen zulassen, gebunden, sondern kann - und muß - nach eigenem Ermessen gestaltet werden - eine Entwicklung, die auch der Möglichkeit der Inanspruchnahme der „Freiheit des Christenmenschen“ (M. Luther) förderlich ist und deren Ausgangspunkt darum mit guten Gründen mit der Reformation in Zusammenhang gebracht wird. Auch für die Kirchen sind mit dem vermehrten Aufkommen einer freien und bewußten Entscheidung für eine Zugehörigkeit zu ihnen Chancen verbunden.

Es ist allerdings nicht zu übersehen, daß der prinzipielle Freiheitsgewinn unter den faktischen Lebensbedingungen erheblich eingegrenzt, wenn nicht rückgängig gemacht wird. Nicht wenige Menschen fühlen sich von dieser relativ neuen Situation, sich nicht länger einfach nach bestimmten Vorgegebenheiten richten zu müssen und zu können, schlicht überfordert. Sie tun sich schwer, eine eigene Orientierung zu gewinnen und Verbindlichkeiten einzugehen. Alles und jedes erscheint ihnen gleich gültig und damit mehr und mehr gleichgültig. F.-X. Kaufmann schreibt dazu: Man gewinnt den Eindruck, „als

ob tiefere Überzeugungen heute überhaupt immer schwieriger Gestalt annehmen, als ob Reifungsprozesse des Menschen, die stets auch religiöse Komponenten mitbeinhalten, schwieriger gelingen. Es ist also nicht nur so, daß die Werte des Christentums weniger verinnerlicht werden, sondern Werte überhaupt scheinen heute weniger tief verinnerlicht zu sein. Identifikationen werden schwächer, Identitäten oberflächlicher.“⁶

Dies den einzelnen anzulasten, oben

drein gar denen, die unter solch schwieriger gewordenen Konstellationen aufwachsen müssen, wäre kurzschlüssig. Denn im eigenen Interesse ist jeder Anbieter auf dem Markt - sei es der Konsumgüter, sei es der Weltanschauungen - gehalten, sein Produkt als das beste anzubieten, so daß der „Kunde“ mit den unterschiedlichsten, teilweise sogar gegensätzlichen Versprechungen und Verlockungen konfrontiert ist. Im übrigen wird alles Mögliche daran gesetzt, ihn subtil zu beeinflussen, bestimmte Wahlen zu treffen. Der rasche Wechsel von Moden, aber auch die in der Arbeitswelt und anderswo geforderte Mobilität tragen außerdem dazu bei, an längeren Zeiträumen orientierte Lebens- und Handlungskonzepte sich erst gar nicht mehr vorzunehmen. „(Er-)Lebe Dein Leben - hier und jetzt!“ lautet die allenthalben propagierte Devise. Und es mangelt nicht an „Messiasen“, die die augenblickliche Glückserfüllung verheißen; man braucht nur zu nehmen - einen nach dem anderen.

Was hat - so könnte man eine weit verbreitete Stimmungslage zugespitzt ausdrücken - in dieser Situation überhaupt noch jemand zu bieten, der vor 2000 Jahren, in einer ganz anderen Zeit also, gelebt und damals den Menschen möglicherweise für sie Wichtiges zu sagen gehabt hat? Es sei denn, dieser Jesus wird so „aufgepeppt“, daß er einfach in die heutige Zeit und die bestehenden Bedürfnislagen hineinpaßt.

2. Was es heute schwierig(er) macht, als ChristIn zu leben und zu handeln

Auch wenn man in Rechnung stellt, daß Christ-Werden ein lebenslang nie abgeschlossener Prozeß ist, findet das seinen Niederschlag in bestimmten Lebensformen und Handlungsweisen, mit Blick auf die die zweite von Kaufmann aufgestellte und hier übernommene These behauptet, sie ließen sich unter den Prämissen der modernen Kultur nur schwierig realisieren. Zum Teil war davon bei der Darstellung der heutigen Sozialisationsbedingungen die Rede. Es spricht manches dafür, daß sich das dort Ange deutete generalisieren läßt, und zwar dahingehend, daß die inzwischen die moderne Gesellschaft prägende und leitende Rationalität auf Prinzipien gründet, die Grundvorstellungen des christlichen Glaubens diametral entgegengesetzt sind. Damit soll nicht eine grundsätzliche Differenz zwischen Christentum und Moderne behauptet werden. Im Gegenteil, es ist weithin anerkannt, daß die jüdisch-christliche Tradition, auch wenn sie in ihrer institutionalisierten Form das nicht unbedingt vorangetrieben hat, maßgeblich manche - vor allem - ethische „Errungenschaften“ der modernen Gesellschaft geprägt hat und eines ihrer Fundamente bildet. Nüchtern ist jedoch zu konstatieren, daß sich vorab in Wirtschaft und Politik - mit Tendenzen zur Kolonialisierung aller Lebensbereiche - Denk- und Handlungsmaximen durchgesetzt und etabliert haben, die sich ausschließlich von einer Zweck-Mittel-Rationalität leiten lassen. Wo nur der eigene Vorteil bzw. Gewinn

ins Auge gefaßt und ohne Beachtung irgendwelcher Grenzen betrieben wird, wo ein strategisches Handeln und die es leitende instrumentelle Vernunft übermächtig werden und bis in die Räume der kommunikativen Alltagspraxis vordringen, da werden langsam, aber sicher die Ressourcen für ein gedeihliches Zusammenleben der Menschen unterhöhlt und aufgezehrt. Signale für eine solche verhängnisvolle Entwicklung gibt es genügend: etwa die Ausbreitung eines ich-bezogenen Karrieredenkens verbunden mit einer stark hedonistischen Einstellung, die Zunahme von Gewalt im gesellschaftlichen Zusammenleben, die ungeschminkte Propagierung und öffentliche Akzeptanz einer neoliberalen Ideologie mit starken sozialdarwinistischen Anteilen, die der bedenkenlosen gesellschaftlichen Ausgrenzung immer zahlreicherer Gruppen von Menschen im nahen Umfeld und erst recht im internationalen Kontext als Legitimation dient. Was eine mögliche Folge des Individualisierungsprozesses sein kann, wird zunehmend Realität: eine im erschreckenden Ausmaß um sich greifende Desolidarisierung.

Wo dermaßen ausschließlich die jeweils eigenen Interessen im Mittelpunkt des Kalküls stehen, wo alles andere nur noch in der Perspektive des eigenen Nutzens in den Blick genommen wird, da geraten nicht nur die ethischen Grundlagen einer Gesellschaft ins Wanken bzw. in Erosion, sondern da ist auch kein Platz mehr für eine Religion, die sich nicht auf eine bloße Sakralisierung der gegebenen Verhältnisse und eine Projektion menschlichen Perfektionsstrebens beschränkt. Logik und Praxis der Machtsteigerung lassen keine Religion zu, die sich nach einer Transzendenz des

ganz Anderen sehnt, also nach etwas, was die Menschen von sich aus nicht bewerkstelligen können, sondern ihnen gnadenhaft zuteil wird und die ihren entsprechenden Ausdruck in der bedingungslosen Anerkennung aller anderen und in der solidarischen Praxis mit ihnen findet. Ob dies als „Gotteskrise“ treffend diagnostiziert ist, sei dahingestellt; die Symptome, die J.B. Metz dafür anführt, lassen sich jedoch wohl kaum in Abrede stellen. Wir müssen uns radikal der Frage stellen, so bemerkte er dazu in einem Interview, „ob es etwas in unserem Leben gibt, das wir nicht zur Disposition stellen, das wir uns um keinen Preis ausreden lassen wollen. Was wir mit dem Namen Gott meinen, steht heute ernsthafter zur Debatte als je zuvor ... Bislang bestand in unserer Gesellschaft so etwas wie eine christliche Zivilreligion. Deshalb rührte auch niemand an die Frage nach Gott. Aber wir leben doch heute längst in einer Welt, die sich als Welt nach dem Tode Gottes versteht. Diese Welt ist ganz unaufgeregt, unpathetisch, nicht einmal im klassischen Sinne atheistisch. Aber gerade diese Vergleichsgültigung verträgt keine Religion.“⁷

3. Warum ChristInnen heute für ihre Umwelt schwierig werden

Um nicht den Eindruck zu erwecken, nun solle einmal mehr der christliche Glaube als Allheilmittel für alle möglichen Krisen und Krankheiten der gegenwärtigen Gesellschaft herbeigezaubert werden, seien diesem Abschnitt zwei Bemerkungen vorangeschickt: Zum einen darf eine Bestandsaufnahme dieser Gesellschaft nicht aus dem Blick ge-

raten lassen, daß es neben den letztlich auf eine Selbstdestruktion hinauslaufenden Tendenzen auch beachtliche Gegenkräfte gibt, die gegen diese Entwicklungen angehen. Zum überwiegenden Teil ist dieses Engagement nicht aus den christlichen Kirchen heraus erwachsen und findet bestenfalls an ihren Rändern Platz. Gleichwohl verweisen nicht wenige dieser Initiativen und Bewegungen u.a. auch auf den historischen Jesus als Quelle und Inspiration für ihre Praxis. Damit hängt der andere Punkt zusammen: Was Christ-Werden und -Sein ausmacht, steht keineswegs zeitlos gültig fest, sondern ist aufgrund der sich ändernden Verhältnisse immer wieder neu zu erkunden und hat sich immer neu zu bewähren. Je epochaler die Umbrüche sind, desto radikalere Vergewisserungen sind vonnöten. Insofern kann die gegenwärtige Situation von den Kirchen und von den Christinnen und Christen als eine heilsame Chance gewertet werden. Denn es wird immer offensichtlicher, daß das Christentum, so wie es über Jahrhunderte hinweg die Gesellschaften Europas und Amerikas geprägt hat, seine Zukunft hinter sich hat. Was liegt in einer solchen Situation näher, als sich wieder einmal auf seinen genuinen Ursprung zurückzubedenken: jenen Jesus von Nazaret also, der von seinen Jüngerinnen und Jüngern als der Christus bekannt wird.

Dies zu tun, ist nicht so einfach, wie manche meinen, die es für ausreichend halten, mit der beschwörenden Formel „Jesus lebt!“ durch die Lande zu ziehen, und für eine konventikelhafte Frömmigkeit werben. Zunächst einmal ist für viele Zeitgenossen - wie angedeutet - der Zugang zu Jesus durch die Kirchen, die ihn für sich gepachtet zu haben be-

ansprechen, verstellt.⁸ Hinzu kommt, daß er durch eine abstrakte theologische Begrifflichkeit, die in ihrer Zeit zur Vergewisserung der Bedeutung dieser Person hilfreich war, heute in der Regel eher versteckt als offenbart wird. Doch selbst oder gerade wenn bis zu den ursprünglichen Zeugnissen von diesem Jesus vorgedrungen wird, hören die Schwierigkeiten nicht auf. Begegnet hier doch nun auf einmal jemand, der alles andere als in die heutige Zeit hineinpaßt, der im Gegenteil sich in seinem Reden und Tun zu der heute allenthalben propagierten und befolgten Botschaft „Selig sind die Tüchtigen!“ in scharfen Widerspruch setzt. Ergreift er doch Partei für die Unterdrückten und Gefangenen und solidarisiert sich mit den Armen. Den An-den-Rand-Gedrängten und Ausgestoßenen gilt seine besondere Zuwendung. Freimütig durchbricht er die gesellschaftlichen, zudem religiös sanktionierten Tabuzonen. Selbst die „heiligen“ Institutionen des Tempels und des Marktes bleiben von seiner prophetischen Kritik nicht verschont. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich auszumalen, wie die herrschenden Kräfte mit diesem Störenfried der gesellschaftlichen und (zivil-)religiösen Ordnung umgehen würden.

Es kann nicht verwundern, daß dieser Jesus, der auf der Seite der Armen und Bedrängten steht, bei Gruppen und Bewegungen, die gegen die selbstdestruktiven Tendenzen der gegenwärtigen Gesellschaft Widerstand leisten und sich für alternative, humanere Formen des Zusammenlebens einsetzen, Anklang findet, daß sie ihm für ihr Engagement viel abgewinnen können. Doch auch hier tun sich sehr häufig Grenzen der Rezeption dieses Jesus auf, nämlich dann,

wenn seine (sozial-)ethische Praxis in jenem Zusammenhang gesehen werden soll, in den sie für Jesus konstitutiv hineingehörte: das unbedingte Vertrauen darauf, daß die eigene Existenz von dem Gott, den er als seinen „Abba“ anspricht, verdankt ist und getragen wird. Daß dieser Gott zu ihm durch seinen Tod hindurch seine unverbrüchliche Treue bewahrt hat, diese gläubige Erfahrung war für seine Jüngerinnen und Jünger, die sich zu seinen Lebzeiten von Jesus und seiner Praxis haben faszinieren lassen, Grund, nach seinem Kreuzestod nicht resigniert auseinanderzulaufen, sondern gemeinsam in seine Fußspuren zu treten und weiterzumachen im Sinne der hoffnungsvollen Botschaft vom Anbruch des Reiches Gottes. Daß ein solcher Jesus - und somit alle, die um eine konsequente Nachfolge bemüht sind - nicht nur für die damalige Zeit, sondern gerade für die heutige Kultur, auch wenn sie sich bisweilen gern auf ihn beruft, schwierig ist und leicht zum Ärgernis wird, dürfte hinreichend deutlich geworden sein. Wer eine solche Freiheit an den Tag legt, daß er die herrschenden Interessen um des Wohlergehens aller willen unerbittlich hinterfragt und entsprechend handelt, irritiert zumindest - auch oder gerade heute, zumal wenn dabei an der Behauptung festgehalten wird, daß sich in Jesus „die ganz und gar unauffällig-gewöhnliche, menschlich-geschichtliche Vermittlung eines letztgültigen Anspruchs Gottes“⁹ offenbart. Solche Wahrheits- und Universalitätsansprüche zu erheben, gilt spätestens angesichts der faktischen Pluralität von Religionen, Ideologien und Weltanschauungen allgemein als vermessen und überholt - wobei allerdings gern verschwiegen wird, daß sie

für die weithin zum Durchbruch gekommene technische und ökonomische Rationalität wie selbstverständlich weltweit geltend gemacht werden.

4. Wie können heute Menschen trotzdem dafür gewonnen werden, sich in die Nachfolge Jesu zu begeben?

Unredlich wäre es, den Eindruck zu erwecken, auf diese - Christen und Christinnen verständlicherweise bedrängende - Frage ließe sich eine allgemeingültige Antwort geben. Das geht schon deswegen nicht, weil spätestens die Individualisierung der Lebensentwürfe und -läufe jeden Versuch zu Generalisierungen zum Scheitern verurteilt. Im übrigen wird das durch die altvertraute christliche Einsicht bekräftigt, daß Gott eine einmalige und einzigartige Geschichte mit jedem Menschen hat und daß wir nur begrenzt diese Wege Gottes zu erkennen vermögen. Von daher läge es nahe, an dieser Stelle, wo es um die Frage geht, was Menschen heute dazu veranlassen könnte, Christ bzw. Christin zu werden, statt allgemeine Abhandlungen zu schreiben, persönliche Zeugnisse zu Wort kommen zu lassen.

Auch wenn dieser Hinweis hier aus Platzgründen nicht umgesetzt werden kann, läßt sich ihm eine erste Antwort auf die gestellte Frage entnehmen: Eine Beziehung zu Jesus vermögen die Menschen wohl kaum zu gewinnen, wenn sie dazu angehalten werden, ihnen unverstänlich bleibende orthodoxe Glaubensformulierungen zu repetieren. Sie sind vielmehr einzuladen und zu ermutigen, der Bedeutung auf die Spur zu kom-

men, die Jesus in ihrem Leben einnimmt (oder auch nicht), und darüber miteinander zu sprechen. Dies ist keine billige Konzession an die Individualisierung und damit die Stattgabe einer völlig beliebigen Subjektivierung des Glaubens. Im Gegenteil, wenn es keine bloße Rede bleiben soll, daß der Glaube konstitutiv mit dem Subjektwerden- und -seinkönnen der Menschen zu tun hat, dann muß dieser auch anschlussfähig sein für das je eigene Leben und die es prägenden Erfahrungen. Und wo es zu einem persönlichen Austausch darüber untereinander kommt, wird auf einmal deutlich, wie Jesus, wenn er existentiell bedeutsam wird, für jeden einzelnen unweigerlich eine je unverwechselbare Gestalt gewinnt und wie darin eine wechselseitige Bereicherung steckt.¹⁰

Besondere Formen der persönlichen Annäherung an und Auseinandersetzung mit Jesus finden sich in der Kunst, sei es etwa in der Literatur oder Malerei oder Musik. Nicht nur aus vergangenen Epochen liegt dazu ein reichhaltiges und kostbares Erbe vor. Bis in die Kunst der Gegenwart hinein stellt Jesus eine besondere Bezugsgestalt dar, die immer wieder zum „Thema“ gemacht wird.¹¹

Gerade im Bereich der Kunst wird deutlich, daß Jesus nicht an irgendwelche institutionellen Ketten gefesselt werden kann. Nicht nur individuell, sondern auch kollektiv gibt es eine Vielfalt von Wahrnehmungen und Rezeptionen dieser Person. Zu denken ist etwa an die Bedeutung, die Jesus auch in anderen Religionen neben dem Christentum beigemessen wird.¹² Oder auch an die Rezeption Jesu ganz außerhalb der formellen Religionen, wie etwa in sozial-emanzipatorischen Bewegungen. Gerade aus der Geschichte der Arbeiterbewegung

ließen sich dafür viele Beispiele anführen.¹³ Aktuell sei auf die feministische Bewegung und darauf verwiesen, wie dort Jesus in den Blickpunkt gerückt ist und über ihn kreativ und kontrovers gedacht und gestritten wird.¹⁴

Bei aller Unterschiedlichkeit ist gemeinsames Kennzeichen der hier aufgeführten Umgangsweisen mit Jesus, daß sie zwar nicht unbedingt vor dem Horizont seiner ihm vom christlichen Glauben her zugeschriebenen Bedeutung erfolgen, sehr wohl jedoch erkennen lassen, daß er als Person einer besonderen Beachtung für Wert gehalten wird. Daß dies keine selbstverständliche Einstellung ist, ergibt sich aus den vorangegangenen Überlegungen. Es spricht einiges dafür, daß allein die Tatsache, sich einer Person wie Jesus zuzuwenden und sich mit ihr zu beschäftigen, eine Haltung ausdrückt, die nicht konform geht mit den herrschenden Verhältnissen, insofern dafür etwa die Bereitschaft, der Erinnerung an die Vergangenheit für die Gegenwart eine Bedeutung beizumessen, Sehnsucht oder Neugier nach Neuem oder Unbekanntem, die Fähigkeit, Überraschungen zuzulassen und zu staunen, eine Sensibilität für tiefere als bloß empirisch greifbare Dimensionen der Wirklichkeit, eine Offenheit für die Transzendierung des Alltags, ein Streben nach Ganzheitlichkeit, ein Bewußtsein für die Belange von anderen und die Bereitschaft zur Solidarität mit ihnen, die Fähigkeit zu Verbindlichkeit und zum Eingeständnis des Scheitern- und Schuldigwerden-Könnens u.v.a.m. vonnöten sind. Die entscheidende Frage ist darum, wo und wie unter den gegenwärtigen Bedingungen solche Kompetenzen, die für ein menschliches Mitein-

ander überhaupt elementar zu sein scheinen, erworben und eingeübt werden können.

Dazu kann auf nichts anderes verwiesen werden als auf Lebens- und Erfahrungsräume, in denen die Beteiligten eine entsprechende Praxis gemeinsam zu realisieren versuchen und damit bewußt sich selbst und nach außen zu verstehen geben, daß sie die gesellschaftlich vorgegebenen Standardnormen nicht einfach übernehmen. Wo dies im Namen Jesu geschieht, wo in seiner Nachfolge eine zugleich spirituelle und politische Praxis des Einander-Auf- und Annehmens („accueil“), des Miteinander-Teilens und Einander-Mitteilens („partage“) und des Verzichts darauf, ständig etwas leisten zu müssen, sondern der Bereitschaft, sich beschenken zu lassen

(„gratuité“), begonnen wird¹⁵, da könnte von dem diese Praxis maßgeblich inspirierenden Jesus und seiner Einladung zur Nachfolge auch für heutige Zeitgenossen immer noch etwas Faszinierendes ausgehen - und das darin steckende notwendige Ärgernis weiterhin zur Geltung kommen. Das heißt gerade nicht, leichthin die aufgeführten Schwierigkeiten überspielen zu wollen; diese werden vielmehr um so deutlicher wahrgenommen, was allererst Voraussetzung ist, um überzeugend eine nicht bloß auf einer halbierten Vernunft basierende Praxis ihnen entgegensetzen zu können. Daß dies unter den heutigen Bedingungen eher vom Rand der Gesellschaft her erfolgt als von ihrem Zentrum, entspricht wohl durchaus der Sache Jesu.

¹ F.-X. Kaufmann, Über die Schwierigkeiten des Christen in der modernen Kultur, in: N. Klein u.a. (Hg.), *Biotope der Hoffnung*, Olten 1988, 112-131, hier: 114f.

² Vgl. Beschluß „Unsere Hoffnung“, in: L. Bertsch u.a. (Hg.), *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland*, Bd. I, Freiburg 1976, 84-11, hier: 103-107.

³ Vgl. kritisch dazu N. Mette/M. Schäfers, *Christliche Praxis in der Zivilgesellschaft*, in: *Orientierung* 57 (1993) 135-139, bes. 136f.

⁴ AaO. 104.

⁵ Vgl. zum folgenden ausführlicher N. Mette, *Religionspädagogik*, Düsseldorf 1994, 13-42.

⁶ AaO. 114f.

⁷ „Wir müssen endlich anfangen, von Gott zu reden“. KNA-Interview mit J.B. Metz am 22. 11. 1995, 1f.

⁸ Vgl. Ch. Duquoc, *Jesus Christus, Mittelpunkt des Europas von morgen*, in: P. Hünermann (Hg.), *Das neue Europa*, Freiburg/Br. 1993, 100-110, bes. 107ff.

⁹ M.-L. Gubler, *Das faszinierende Ärgernis Jesus*, in: *Diakonia* 22 (1991) 379-387, hier: 386.

¹⁰ Vgl. hierzu R. Englert, *Stationen der Jesus-Begegnung*, in: *Diakonia* 23 (1992) 37-43; St. Klein, *Miteinander über Jesus Christus im Gespräch*, in: *Diakonia* 26 (1995) 336-341. Vgl. auch die Beiträge zum „Forum: Wer ist Jesus für mich?“, in: *Diakonia* 23 (1992) 5-13, sowie „Forum: Wer ist Jesus für mich?“, in: *Diakonia* 26 (1995) 331-336..

¹¹ Vgl. J. Imbach, *Jesus - die geheime Bezugsgestalt. Ein Überblick über das Jesusbild in der modernen Literatur*, in: *Diakonia* 23 (1992) 54-58; R. Burrichter, *Jesus in der modernen Kunst - eine Herausforderung für Theologie und Kirche*, in: *Diakonia* 22 (1991) 400-402.

¹² Vgl. dazu etwa *ThuG* 86 (1996) Heft 2: *Jesus im Spiegel verschiedener Weltreligionen*.

¹³ Vgl. H. Rolfes, Marxistische Jesusdeutungen, in: ders. (Hg.), *Marxismus - Christentum*, Mainz 1974, 34-51.

¹⁴ Vgl. den Beitrag von Cristina Grenholm in diesem Heft, S. 23ff.

¹⁵ Die hier aufgeführten „Tugenden“ haben ihren Ursprung in den basiskirchlichen Lebensgemeinschaften Frankreichs; vgl. dazu M. Gmelch, *Gott in Frankreich. Zur Glaubenspraxis basiskirchlicher Lebensgemeinschaften*, Würzburg 1988, bes. 148-168.

Jesus aus einer feministischen Perspektive

Inkarnation und die Erfahrung von Schwangerschaft

Cristina Grenholm¹

Feministische Perspektiven

Aus feministischer Perspektive kann Jesus ganz unterschiedlich gesehen werden. Der Feminismus stellt traditionelle Vorstellungen von Jesus auf mehreren Ebenen in Frage, die von philosophischen und methodologischen Grundfragen bis zu Fragen über Jesu Verhältnis zu Frauen und von erkenntnistheoretischen Diskussionen bis zur liturgischen Praxis reichen. Der Feminismus kann nicht auf nur eine Tätigkeit oder einen einzigen Ansatz begrenzt werden. Es gibt eine Vielfalt feministischer Perspektiven bezüglich der Theologie.

Der vorliegende Beitrag geht davon aus, daß theologisches Nachdenken über Jesus die Lebenserfahrungen von Frauen miteinbeziehen sollte. Aber ehe das geschehen kann, müssen wir deutlich machen, was wir unter *Erfahrungen von Frauen* und *Miteinbeziehen* verstehen.

Wenn wir uns auf die Erfahrungen von Frauen beziehen, laufen wir Gefahr, die Vielfalt zu unterschätzen, die dieser Ausdruck umfaßt. Wir laufen auch Gefahr, stereotype Vorstellungen von Frauen zu projizieren. Hier möchte ich nur sagen, daß es wichtig ist, die Vielfalt der Erfahrungen von Frauen im Auge zu behalten.² Wir sollten auch dem Bedeutungszusammenhang Beachtung schenken, der sowohl die Erfahrungen, die möglich sind, wie auch ihre Interpretation beeinflusst. Dabei lehnen wir jede stereotype Vorstellung von Frauen ab.

Wir können jedoch nicht auf die Kategorie der Erfahrungen von Frauen verzichten. Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß Frauen - als Gruppe - von der Theologie vernachlässigt worden sind; sie beachtet nicht, wie die Erfahrungen einzelner Frauen mit denen anderer zusammenhängen. Es ist auch nicht richtig, wenn übersehen wird, daß die Erfahrun-